

Stossrichtung

Die Unschuldsvermutung hat geschlechtsspezifisch unterschiedliche Gegenkräfte.

Ob Sandra (Sandra Hüller) ihren Lebenspartner Vincent (Swann Arlaud) vom Balkon in den Tod gestürzt hat, rückt als Frage in «Anatomie d'une chute» von Justine Triet immer weiter hinter jene zurück, weshalb es landläufig so leicht fällt, zu glauben, dass. Das Drehbuch von Justine Triet und Arthur Harari legt ein Indiziengeflecht aus, das eine immer deutlicher werdende Stossrichtung entwickelt, die angeklagte Frau – und das Geschlecht ist hier wesentlich – als ohnehin egozentrisch agierend vorzuführen, was ihre Sympathie immer weiter schmälert, was die Plausibilität, sie wäre zum Äussersten fähig, im Gegenzug immer wahrscheinlicher erscheinen lässt. Die Erzählweise ist regelrecht hinterhältig. Die angeklagte Figur verweigert sich der dramatisierenden Selbstinszenierung. Sie sagt, was wie war und belässt es dabei. Isoliert von der tendenziösen Befragung des Staatsanwalts (Antoine Reinartz) klängen ihre Worte allein selbstbewusst, emanzipiert und ergäben das Bild einer rationalen, kompromissoffenen Person in einer nicht ungewöhnlich strapazierten Paarbeziehung. Durch die Art der Aneinanderreihung von immer weiteren Zweifeln, letztlich direkt



an der Integrität der Figur überhaupt, beginnen einem selbst als Publikum die Felle davonzuschwimmen, innerlich eine dezidierte Gegenwehr gegen diese systematische Schuldzuschreibung zu bewahren. Das von ihr gezeichnete Bild beinhaltet sämtliche erdenklichen Vorwürfe an eine Frau, die sich nicht mit ihrer angestammten Rolle bescheidet. Aufgrund ihres beruflichen Erfolges wird ihr ein egoistischer Starrsinn unterstellt, aus ihrer Ernährerinnenrolle wird ein Automatismus als sogenannte schlechte Mutter abgeleitet und ihr recht beiläufig aber beharrlich gelebter Anspruch auf eine sie beglückende Sexualität drängt sie in die Ecke einer Hure. Letztlich steht nicht sie am Pranger, sondern eine erfolgreiche Frauenemanzipation. *froh.*

«Anatomie d'une chute» spielt in den Kinos Frame, Houdini, Le Paris, Piccadilly.

Ordnung

Was Gier und Prinzipienreiterei bis zum Untergang auch die Umgebung kostet.

Die Bühne von Beate Fassnacht könnte vergangenen Glanz also Rost ebenso meinen wie die einschüchternde Gesamtvertäferung eines Kontors. Die Bürokratie in Form eines anscheinend wohlwollenden Amtsmanns (Katharina von Bock) stiehlt sich nach dem Häkchen unter der Aufgabe aus der Verantwortung, schielt allein nach dem Geld. Einmal angestachelt, werden sich die befreundeten Bauern Marti (Michael von Burg) und Manz (Pit-Arne Pietz) spinnefeind, treiben ihre Rechthaberei bis zum Exzess, nochmals befeuert von der diebischen Freude auf die Aussicht, den jeweils anderen zu ruinieren. Frau Manz (Miriam Wagner) wirkt in ihren Intrigen als einzige Figur aus Gottfried Kellers «Romeo und Julia aus dem Dorfe» heute aus der Zeit gefallen, derweil das Seldwyla-Lehrstück über 150 Jahre nach der Niederschrift ansonsten keine weitere künstliche Verheutigung benötigt, um als Parabel für zig mögliche Problemlagen seine Wirkung zu entfalten. Die Kinder Sali (Antonion Ramón Luque) und insbesondere Vreni (Mia Lüscher) können nicht anders. Was sie auch immer unternehmen, ihre gegenseitige Anziehung zu unterdrücken, es bleibt



(Bild: Judith Schlosser)

vergebens. Die Regie von Elias Perrig und die Dramatisierung von Dagrun Hintze entnehmen die beiden dem Spiel und setzen sie in der erzählenden Position mit einer reflektierenden Distanz wieder ein, sodass ihre Schicksale noch verstärkt ausweglos wirken. Ihre romantische Ausflucht im gemeinsamen Hinschied in der Hoffnung auf eine Vereinigung im Jenseits, nachdem sie bei den von der Dorfgesellschaft Ausgestossenen und Entrechteten erstmals eine wirklich grosse Freiheit erfahren, ist in ihrer Konsequenz ebenso Sinnbild für eine überfordernde Ohnmacht wie die stete Versteifung der beiden Väter in ihrem Hass gegeneinander. Die Bürokratie hat ihre Ordnung, die Prinzipien sind durchgeboxt, die Kosten tragen allein ursächlich überhaupt Schuldlose, die damit auch noch virtuos umgehen. *froh.*

«Romeo und Julia auf dem Dorfe», 5.11., Theater Kanton Zürich, Winterthur.

Monoton

Vier Himmelskörper unternehmen den Versuch, das physikalische Gesetz auszuhebeln.

Verblüffenderweise entscheidet sich Cosima Grand dafür, in ihrer vierten Choreographie «things veer» (gemäss der Übersetzung in einfache Sprache steht dies für Dinge wechseln die Richtung) ihren üblicherweise filigran eingearbeiteten und gerade deshalb überraschend hereinbrechenden Witz beinahe gänzlich gen Null zu reduzieren. Die vier Tänzer:innen Hanna Hedman, Nina Richard, Emma Saba und Roger Sala Reyner tragen einen Bluetoothlautsprecher über ihrem freigelegten Solarplexus und sind dem daraus ertönenden Klangdirigat zu Beginn ganz offensichtlich untertan. Die Befreiung während der knappen Stunde wird sich allein in einer Richtungsänderung wie der aktiven Eigenübernahme der Klanggenerierung äussern, was nicht minder krächzt als die vorangegangene Version. Die durchgehende Düsterei der Lichtstimmung und die beinahe schon in



(Bild: Michelle Ettlin)

Richtung Meditation tendierende Monotonie der ewiggleichen Wiederholung in einer nur minimal justierten Veränderung der einzelnen Bewegungen, die sich rund um das auf der Bühne positionierte Publikum als anscheinend eine Rundumeinlullung beabsichtigend abspielt, ist mit dem Kopf wahrgenommen auch ein Bekenntnis zum Wagnis. Denn die Reaktion darauf ist nicht kontrollierbar. Insofern ist Cosima Grands nächster Schritt, obschon er tänzerisch wirkt, als bediene sie sich hauptsächlich beim Bewegungsrepertoire einer schulischen Aufwärmimprovisation, vermutlich ihr bislang waghalsigster Sprung ins Ungewisse. Einzelne ihrer Tänzer:innen proben in Minisequenzen, aus der gesamten Anziehungs-Abstossungs-(Um-)Laufbahn komplett auszubrechen, scheinen jedoch aus lauter Furcht vor der dahinter befindlichen Ungewissheit im letzten Augenblick doch immer wieder den Schutz der Sicherheit beim Altbewährten zu suchen. Kann (gesellschafts- oder welt-)politisch gelesen werden, liegt aber überhaupt nicht vordergründig auf der Hand. Es ist vielmehr Formenspiel und dauert dafür letztlich zu lang. *froh.*

«things veer», bis 12.11., Tanzhaus, Zürich.